



Die Unverwüstlichen

Wieder on Tour: Fernando von Arb und Chris von Rohr blicken auf 50 Jahre Krokus. **Kultur**



Literarischer Roadtrip

Die Autorin Sara Klatt reist durch ein Israel voller Leben und voller Konflikte. **Kultur**



Der Ausverkauf der Mode

Die Luxuslabels stehen vor dem Untergang. Schuld sind die Influencerinnen. **Lifestyle**

Wochenende

Kultur & Leben

Samstag, 15. Juni 2024



Leiden fürs Vaterland

Weit über die eigenen Grenzen: So hart ist die Offiziersausbildung der Schweizer Armee.
Eine Reportage . 2/3

Bild: José R. Martinez

Offiziersausbildung

Marschieren bis zur Bewusstlosigkeit

Zehn Tage lange marschieren, Rad fahren und rudern. Durchnässte Kleidung, kaum Schlaf und nur wenig zu essen. Was angehende Offiziere bei der Durchhalteübung alles erleiden, um die Schweiz im Ernstfall verteidigen zu können.



Lernen, unter erschwerten Bedingungen zu führen und in die eigenen körperlichen Fähigkeiten Vertrauen fassen: Oberst Marcel Winiger (Bild unten links) gibt Anweisungen. Die 92 angehenden Offiziere machen Erfahrungen, die über ihre Grenzen hinausgehen.

**Christina Varveris (Text)
und José R. Martinez (Bilder)**

Es ist Tag 3 der Durchhalteübung. Zehn Tage dauert die DHU, wie sie im Militärjargon genannt wird. Sie ist der Abschluss der 15-wöchigen Offizierschule. Mit stundenlangen Märschen, Radmärschen, mit Rudern und Treppensteigen werden die Aspiranten müde gemacht. Sie sollen lernen, unter erschwerten Bedingungen zu führen, sagt Oberst Marcel Winiger, «und sie sollen Vertrauen fassen in ihre körperlichen Fähigkeiten».

Denn sie könnten viel mehr leisten, als sie glauben. Zum Beispiel im Zustand der totalen Erschöpfung einen 101-Kilometer-Marsch absolvieren. Am Stück. Das ist die Strecke von Solothurn nach Zürich. Natürlich im Tarnanzug und mit Rucksack auf dem Rücken. Es ist die Krönung der Offiziersausbildung. Die Aspiranten sprechen vom Dessert. Jeder will diesen 101-Kilometer-Marsch absolvieren. Aber nur, wer an der Durchhalteübung nicht aufgibt, darf antreten.

Zehn Tage lang ohne duschen

Tag 1 der DHU beginnt an einem kalten Dienstagmorgen. Packen ist angesagt: Regenkleider, ABC-Schutzanzug, Schlafsack, Helm, Gamelle, Sachen zum Waffenputzen. Wer Schnupftabak, Snooze, Zigis oder Essen mitschmuggelt, muss zur Strafe irgendwann während der Übung ein paar Extra-Kilometer absolvieren. Auch Wechselkleider sind im Gepäck. Sie reichen aber nicht aus für die zehn Tage. Das sei bewusst

so gesteuert, als zusätzliche Herausforderung, so Oberst Winiger.

Duschen werden die Aspiranten während der ganzen Übung nicht. Essen nur wenig. Schlafen nur das Nötigste. Vier Stunden im Biwak sind an diesem ersten Abend vorgesehen. Nachdem die Aspiranten tagsüber stundenlang am Berg ausgeharrt hatten. Die Gebirgsausbildung fand bei eisigem Wind und Regen statt. «Das Wetter hat sie ausgelaut», wird Schulkommandant Marcel Winiger ein paar Tage später sagen.

Radmarsch mit Verletzten

Der Hätetest steht den Aspiranten aber noch bevor: Der Radmarsch, wie Velo-Etappen im Militärjargon genannt werden. Im Nachhinein werden die Offiziere sagen, der Radmarsch sei schlimmer gewesen als der 101-Kilometer-Marsch. Sieben Stunden lang kämpfen sie sich durch Sturm, Regen und Nebel. «Sehr kompliziert» sei es gewesen, fasst es Kevin Dituba aus Renens zusammen: «Die ganze Packung auf dem Rad, wir hatten keine Zeit, uns auszuruhen, es hat ununterbrochen geregnet, und dann hatten wir technische Probleme, mussten Bremsen flicken, die Kameraden mussten warten. Mehrere sind auf der rutschigen Strasse hingefallen – wir sind alle an unsere Grenzen gestossen.»

Es ist der Moment, wo Aspirant Aebi das Bewusstsein verliert und in die Kaserne gebracht wird. Er ist nicht der Einzige, der auf dem Radmarsch stürzt. Dazu sagt Oberst Winiger: «Wir sind für unsere Aspiranten verantwortlich

und setzen alles daran, die Sicherheit zu gewährleisten. Wir beaufsichtigen die Durchhalteübung und stellen die Betreuung sicher. Es sind stets Sanitätsfahrzeuge und Ärzte vor Ort.»

Mit viereinhalb Stunden Verzögerung kommen die Aspiranten schliesslich zum Schlafplatz – die ganze Ruhezeit ist dahin. Das wissen sie aber nicht. Erst als sie zwanzig Minuten nachdem sie erschöpft eingeschlafen waren, wieder geweckt werden, merken sie: Es wird hart. Richtig hart. Zu ihrem Glück sagt Oberst Winiger den geplanten vierstündigen Fussmarsch zur Aare bei Oberwynaun aufgrund der «sehr erschwerten Bedingungen» ab und verordnet eine Verschiebung in einem Truppenfahrzeug.

Es ist wie im Krieg, man muss immer bereit sein, zu kämpfen

Das Nichtwissen ist eine grosse Herausforderung. Das Einzige, was die 92 angehenden Offiziere von der Durchhalteübung wissen, ist, dass es streng wird. «Man ist angespannt, weil man nicht weiss, was kommt», sagt Kevin Dituba. Es sei wie im Krieg: Man müsse immer bereit sein zu kämpfen.

Als der Ukraine-Krieg ausbrach, sagte Armeechef Thomas Süssli in einem Interview mit «20 Minuten», die Armee könnte die Schweiz nur für wenige Wochen verteidigen. Macht der ganze Aufwand der Schweizer Armee überhaupt Sinn? «Die Kriege in der Ukraine und im Nahen Osten zeigen auf, dass wir die Armee brauchen», sagt Luca Moor an der Brevetierungsfeier eine Woche später. «Es ist einfach keine Option, sich nicht zu verteidigen,

nicht zu kämpfen», findet Katharina Feldhaus. «Wir sind nicht so schlecht aufgestellt», sagt Janik Aebi, «andere Länder könnten sich viel weniger lang verteidigen». Ausserdem sei die Schweizer Armee auch dazu da, die zivile Bevölkerung zu unterstützen und humanitäre Einsätze zu leisten, zum Beispiel bei Naturkatastrophen.

Geplant ist, die Verteidigungsfähigkeit der Schweiz zu stärken. Dazu bräuchte man in einem ersten Schritt gegen 13 Milliarden Franken für Rüstungsmaterial. «Ein Schritt in die richtige Richtung», sagt nicht nur Philipp Schierz. «Es ist eine Frechheit, Soldaten in den Kampf zu schicken, ohne eine gute Ausrüstung zu haben.» «In den letzten Jahrzehnten wurde die Armee kaputtgespart» so Oberst Marcel Winiger. «Viele Systeme, Fahrzeuge und Panzer haben das Ende der Lebensdauer erreicht. Es ist an der Zeit zu erneuern.»

Beim Rudern eingeschlafen

Das Truppenfahrzeug mit den angehenden Offizieren hält an einer Einschliffstelle an der Aare in tiefer Nacht. Die Aspiranten werden aufgefordert, Schlauchboote zu besteigen. Es ist drei Uhr morgens, nicht nur Aspirant Kevin Dituba kämpft mit der Müdigkeit. Der Halb-Kongolese aus Renens wird in ein paar Tagen einen hervorragenden 101-Kilometer-Marsch abliefern, jetzt aber ist er am Ende. Immer wieder nickt er beim Rudern ein.

Bei Tagesanbruch erreichen die Boote Aarburg. Im Morgenlicht sind die ersten Stufen einer schier endlosen

Treppe zu sehen – über tausend sind es insgesamt. Luca Moor ist schlecht gelaunt. «Andere Jahrgänge konnten die Treppe ohne Packung machen», weiss er. «Wir müssen die 25 Kilo hochschleppen.»

Nach dem Treppenlauf folgt eine Schiessübung, dann ein Marsch mit der Gasmasken. Um 20 Uhr kommen die Aspiranten beim Schlafplatz an. Eine zwar geschützte, aber ungeheizte Häuserkämpfanlage auf dem Spittelberg. Apathisch sitzen sie vor dem Haus. Die Gammeln klappern. Es gibt warmes Essen. Zwanzig Stunden mussten sie darauf warten. Bevor sie nun aber schlafen gehen können, müssen sie ihre Waffen putzen und die Unterkunft einrichten.

Wie geht es der einzigen Frau unter den Männern? «Anstrengend» sei es, sagt Katharina Feldhaus. Noch lacht sie. Nur die Kälte der letzten zwei Tage habe ihr zu schaffen gemacht. «Es ist brutal», sagt sie, «irgendwann hast du alles an, was du anziehen kannst, und es wird trotzdem nicht wärmer». Aber jetzt mit dem warmen Essen im Bauch und dem warmen Tee in der Feldflasche gehe es ihr wieder prächtig. Katharina Feldhaus ist eine zähe Frau. Aber ihr wird das Lachen noch vergehen. Der 101-Kilometer-Marsch wird sie ans Limit bringen.

Start zum 101-Kilometer Marsch

Nach drei Tagen taktischer Ausbildung ist es so weit. Mit Super-Pumas werden die Aspiranten an den Hallwilersee zum Start des 101-Kilometer-Laufs geflogen. Die Sonne scheint. Die meisten sind guten Mutes.

keit



Strapazen bis zur totalen Erschöpfung, Blasen an den Füßen inklusive: Am Ende der Tortur überwiegt der Stolz. 77 Aspiranten schaffen es bis zum Zielpunkt in der Kaserne in Liestal.

Auch Janik Aebi ist wieder dabei. Sein Sturz vom Rad ist zum Glück glimpflicher ausgefallen als zunächst befürchtet. Er hat sich gut erholt und wird den langen Marsch mit Bravour überstehen. Aspirant Philipp Schierz hat grossen «Respekt». So weit seien sie noch nie gelaufen, sagt er. Und dazu hätten sie jetzt all die Kilometer der letzten Tage in den Beinen. Vielleicht ahnt er bereits, dass es schlimmer wird als vorgesehen. 18 Stunden, so rechnen die Verantwortlichen, sollte der Marsch dauern. Es werden mehr als 22 Stunden vergehen, bis die Letzten in der Kaserne Liestal eintreffen werden.

«Man hat das Gefühl, es gehe nicht voran»

Acht Stunden und 40 Kilometer später marschieren die Aspiranten in der Kaserne Aarau ein, wo Pasta mit Sauce serviert wird. Aspirantin Feldhaus hinkt. Sie ist nicht mehr so gesprächig. «Eine Druckstelle am Fuss» beschäftigt sie. «Es ist frustrierender, als ich es mir vorgestellt habe», sagt sie. Jetzt in der Dunkelheit habe man das Gefühl, es gehe nicht voran. Eine halbe Stunde lang wird die Zeit gestoppt, damit die Aspiranten essen können. Dann geht es weiter.

Fünf Stunden später ist Feldhaus am Ende. Eine alte Bänderverletzung macht sich bemerkbar, dazu die Druckstelle am Fuss. Am Verpflegungsposten Nummer 8 irgendwo im Wald unterhalb vom Spittelberg bricht sie zusammen. Tränen laufen ihr übers Gesicht. Auch ihre Kollegen sind am Limit. Ein Aspirant schläft kurz im Stehen ein, ein anderer stützt sich auf den Tisch mit den Snacks und flucht vor sich hin.

Jetzt kommt die Steigung den Spittelberg hinauf zum General-Wille-Haus. Schulkommandant Marcel Winiger spricht Aspirantin Feldhaus Mut zu. Einer ihrer Kameraden beklagt sich, dass die ganze Truppe ihretwegen gebremst werde. Das hört sie aber nicht. Plötzlich steht sie auf und läuft weiter.

Eineinhalb Stunden dauert der Aufstieg. Katharina Feldhaus schwankt breitbeinig und mit steifen Knien den Berg hinauf. «Rauf geht einigermaßen», sagt sie mutig. Wie sie sich motiviere? «Ich denke an die Rampe», sagt sie. Die Rampe, das sind die letzten Meter hinauf in die Kaserne in Liestal, wo die Aspiranten die allerletzte Energiereserve aktivieren für den Schlusspurt.

«Es tut mir alles weh, komplett alles», stöhnt Luca Moor. Er hat seinen Rucksack abgegeben, es sei nicht mehr gegangen. Jetzt trägt ihn ein Kamerad. «Der Schlatter, der hat so ein Hoch.» Es kratze schon am Ego, aber das müsse er jetzt halt zurückstecken. Auch Philipp Schierz leidet. Seine Schuhe sind nass, die Füße schmerzen. Er fürchtet sich vor dem Abstieg. Die halbe Stunde Pause im General-Wille-Haus ist mehr Fluch als Segen. Die Muskeln werden kalt und steif. Es ist zwei Uhr morgens, Frühstück wird serviert. Die Luft ist schweissgeschwängert, es wird nur wenig gesprochen. 20 Kilometer fehlen noch. Es werden für viele die längsten 20 Kilometer ihres Lebens.

Einer wurde im Halbschlaf einfach mitgezogen

Der Tag bricht langsam an, als Katharina Feldhaus und ihre Truppe rund drei Stunden später die Talebene errei-

chen. Überraschend frisch spaziert sie daher. Hat sogar noch Energie, um mit einem Kameraden ein Schwätzchen zu halten. «Ich habe Schmerzmittel bekommen», sagt sie, das Lachen ist zurück. Es dauert aber nochmals drei Stunden, bis alle Aspiranten im Ziel sind. 77 werden ankommen. Dreizehn Aspiranten mussten während der Durchhalteübung aufgeben.

Kevin Dituba ist die Müdigkeit kaum anzumerken. Locker rennt er die Rampe zur Kaserne hoch. Er hat die Strecke gemeistert, ohne an seine körperlichen Grenzen zu gelangen, wie er sagt. Nur Geduld habe er gebraucht, um die Verletzten zu stützen und mitzuziehen. Er sei stolz, hätten sie es als Team ins Ziel geschafft. Auch Janik Aebi steckte die Strapazen locker weg. Über mehrere Kilometer hat er sogar einen Kameraden mitgezogen. «Er hat sich an meinem Rucksack festgehalten und die Augen geschlossen und ist so im Halbschlaf mitgelaufen.»

Philipp Schierz hingegen hat gelitten, wie noch nie in seinem Leben. «Es war das Schlimmste, das ich je erlebt habe», sagt er sichtlich mitgenommen. Kieselsteine sind ihm beim Abstieg vom General-Wille-Haus in die Schuhe gelangt. Die letzten sechs Stunden ist er also auf spitzen Steinen gelaufen. Ausziehen wollte er die Schuhe nicht, die Füße wären sonst angeschwollen wie ein Ballon, sagt er.

Und wie geht es Katharina Feldhaus? Sie ist von ihren Gefühlen überwältigt. «Fast hätte ich aufgegeben, ich bin so froh, habe ich weitergemacht.» Es tue ihr alles weh. Schluchzend sagt sie: «Ich bin einfach glücklich.»

Warum Offizier werden?



Luca Moor, Forstwart aus Biberist SO

Für ihn geht mit dem Eintritt ins Offizierskorps ein Traum in Erfüllung. «Ich wusste nicht, ob ich es schaffe», sagt er. Er findet es spannend, das Wissen, das er erworben hat, an andere weiterzugeben. Er will später ins Ausland, zum Beispiel in den Kosovo, um beim Wiederaufbau zu helfen.



Janik Aebi, aus Süri BE

Er will Militärpilot werden. «Die Ausbildung zum Offizier ist eine wichtige Zwischenstation», sagt er. Hier könne er Führungserfahrung sammeln. Er ist sich bewusst, dass er im Ernstfall sein Leben hergeben müsse. Als Soldat sei das noch nicht so thematisiert worden, als Wachtmeister schon und jetzt in der Offiziersausbildung war der Ukraine-Krieg ein ständiges Thema. Und ja, er würde sein Leben hergeben: «Um die Liebsten zu verteidigen, gehört das dazu», sagt er.



Philipp Schierz, Kaufmann aus Stäfa ZH

Sein Vater war Oberstleutnant, und so hatte er schon früh mit dem Militär zu tun. Allerdings kam er in der ersten Woche der Offiziersausbildung dermassen an seine Grenzen, dass er entschied, nicht mehr weiterzumachen. Schulkommandant Marcel Winiger brachte ihn aber dazu, seine Entscheidung zu überdenken, und er ist dem Oberst dankbar dafür.



Kevin Dituba Knecht, Student aus Renens VD

Er wollte immer schon Offizier werden. Sein Vater war bereits Wachtmeister. Dituba ist mit acht Jahren aus dem Kongo in die Schweiz gekommen und schätzt die Sicherheit und Lebensqualität hier. «Ich will dem Land etwas zurückgeben», sagt er. Auch persönlich zieht er Vorteile aus der Ausbildung: «Ich habe extrem viel gelernt.»



Katharina Feldhaus, aus Uster ZH

Sie hat sich einerseits aus persönlichen Gründen für das Militär gemeldet. «Für mich ist es eine Herausforderung, ich wollte diese Erfahrung machen und sehen, wo meine Grenzen sind.» Andererseits wolle sie dem Land auch etwas zurückgeben, ein Mehrwert sein für die Gesellschaft. Als Frau habe sie keinerlei Nachteile gehabt, von den Kameraden sei sie immer schon voll akzeptiert gewesen.